

Besuch bei einem Kaffern-Chief.

vollgepumpt von Tabak. Die Schildplattdose war vom damaligen Herrn Rentmeister in Bregenz, mit dem ich in meinem ganzen Leben nicht mit einem halben Dutzend Worte verkehrt habe. Dem Pakete lag ein Brieflein bei, worin der Rentmeister schrieb: „Da ich ein guter Staatsbürger bin, so kann ich es nicht über mein Gewissen bringen, daß durch Ihre großmütige Entschuldigung die Staatsrevenüen verkürzt werden. Ich schenke Ihnen daher diese Dose, damit Sie im Tabakkonsum nicht aufhören. Ihr ergebenster N. N.“ Ich habe den guten alten Herrn in Bregenz gekannt; er hatte ein sehr ehrwürdiges greises Haupt; habe auch früher seinen Namen gewußt, jetzt aber — es sind seitdem 55 Jahre dahingegangen — wieder vergessen.

3.

Jetzt hieß es, die Sache schlauer anpacken. Mein Entschluß war bald gefaßt: Ich verpackte die silberne Dose abermals und sandte sie an die nämliche Redaktion nach Innsbruck. Sie sollte neuerdings den armen Steinachern gehören, doch kam sie diesmal ohne Motto und ohne Namen des Versenders. Jetzt hatte ich von dieser Dose wenigstens Ruhe bekommen. Mein Onkel war inzwischen auf eine andere Pfarrei gezogen. Was er über meine Dosenverfassung gedacht hat, habe ich nie erfahren, nur daß eine weiß ich, daß er in seiner letzten Krankheit jede Prise zurückwies, und zwar entschiedener wie ich.

4.

Und die zweite Dose? — Auch sie habe ich glücklich angebracht; das kam so: Einige meiner alten Studiengenossen waren am Gymnasium in Feldkirch als Professoren angestellt worden. Ich wußte, wo diese Herren sich zeitweilig zu einem Glas Bier und einem kurzen Kartenspiel einfanden und besuchte sie dasselb einigemal. Eines schönen Tages nun nahm ich meine große Dose mit und legte sie zum Ausspielen auf den Tisch. Bald hatte sie einer gewonnen. Vielleicht habe ich den glücklichen Gewinner auch zum Schnupfen verführt, — allein ich wollte von diesen Dosen um jeden Preis frei sein und wußte mir daher nicht anders zu helfen; und mein ganzes Leben lang hat es mich gefreut, daß ich das Schnupfen nicht angefangen und jeder diesbezüglichen Versuchung energisch Widerstand geleistet habe.

Diese Dosegeschichte ist mit all ihren Nebenumständen pure Wahrheit. Ich hatte lange nicht mehr darangedacht, und nun kam mir nach 55 Jahren das Ganze nochmals in die Hände und zwar in Nr. 12 der Warnsdorfer Hausblätter vom 16. Juni 1897. Wer kann nun berechnen, wie vielmals jenes Blatt vom Jahre 1853 mit Füßen getreten, als Auskunft aus den Häusern geworfen, zum Packen verbraucht, weggeworfen, wieder aufgehoben, in die Tasche gesteckt, vielleicht auch manchem Schnupfer unliebsamer Weise unter die Nase gehalten, beim Versenden einer Kiste zum Ausfüllen einer Lücke verwendet wurde u. s. w., bis es über Jahr und Tag nach Warnsdorf in Nordböhmen wanderte und am 16. Juni 1897 in Form eines neuen Artikels in die Welt zurückkehrte? In der neuen Gestalt lief es sodann über Land und Meer, kam sogar bis nach Südafrika, kugelte hier in mehreren Trappistenstationen herum, wurde von einem Pater aufgegriffen, an einen anderen gesandt, zuletzt von einem Bruder vor meiner Stubentüre gefunden und mir vors Gesicht gehalten mit der Frage, ob ich diese Geschichte kenne, eine Geschichte, die sich mit mir in meinem 28. Lebensjahr

abgespielt hat. Jeder Leser wird sagen müssen: die Geschichte ist so markant, daß man sie nicht leicht vergessen kann; ich selbst erkannte sie nach den ersten paar Zeilen als mein Kind. Auch wunderte ich mich, wie der Redakteur, der berühmte Ambros Spiz, I. P. diese Tirolernachricht, die sich mehrere Jahrzehnte zuvor in einem Lande zugetragen, das mit Nordböhmen gar nichts zu tun hat, aufgegriffen, wieder publiziert und in die Welt geschickt hat. Daran ersehen wir, welch' großen Nutzen die Zeitungen haben. Sie geben nicht zu, daß gewisse gute Gedanken, lehrreiche Sätze, erbauliche Erzählungen u. s. w. der Welt verloren gehen. Da gibt es in den Redaktionsstübchen manche fleißige Arbeitsbiene, die aus alten Zeitungen herausflockbare Perlen auffaßt und sie in neuen Zeitungen wieder aufsticht. So hab' auch ich heute dieses Blättchen, das früher die Aufschrift trug: „Die verschollene Dose“, aufs neue aufgetischt und mit meinem Seufzen unter dem Titel „Kampf mit den Dosen“. Ausgehend von dem Gedanken, was einmal wahr ist, muß auch in 100 Jahren noch wahr sein. So kam also dieser „Dosenkampf“ ins „Bergischmeinnicht“ und alle meine alten Freunde werden zugestehen, daß meine Wanderungen durch drei Weltteile noch viel häufiger waren als jene des Blättchens mit der „verschollenen Dose.“ Ja wahrlich, bis ich von Haselstanden sieben nach Emaus kam, wo ich nun halb erblindet am Tische und diesen Dosenkampf diktierte, ist es mir beidamähnlich ergangen wie den Warnsdorfer Hausblättern — Nachtrag. Auch als Trappist war ich noch nicht ganz umbelästigt wegen des Schnupfens. Eine bedeutende Persönlichkeit mutete mir zu, ich sollte in Afrika auch das Schnupfen anfangen. Dieser Mann hielt es hierzulande des Klimas wegen für notwendig; er wußte, daß die Trappisten nicht schnupfen und darum meinte er, es sei für mich, den Obern, notwendig, hierin mit dem guten Beispiel voranzugehen, damit die Untergebenen mir schön nachfolgen könnten. Ich antwortete ihm: „Mein Gesicht ist schon an sich häßlich genug, ohne Schnupfen; für einen aber mit schönem Gesicht, wäre es doch unverzeihlich, wenn er es ganz zuvorderst mit einer Tauchgrube verunstalten wollt.“ Unbedingt für Sünde halte ich das Schnupfen gerade nicht, doch bei einem Ordensmann fürchte ich immerhin, es gebe für ihn deswegen dereinst bei der „großen Zollbank“ einen kürzeren oder längeren Aufenthalt.

Besuch bei einem Käffern-Thief.

Von Schw. Corona.

M a r i s - S t e l l a . — Obschon unser Mari-Sella (Meeresstern) die jüngste unter den Mariannhiller Missionssationen ist, so zählt sie doch schon mehrere Katholikenstellen, woselbst unser Hochw. P. Missionär jede Woche an genau fixirten Tagen christlichen Unterricht erteilt. Nur allzugeuer würde er bei diesem Anlaß auch die hl. Messe dort lesen, doch leider fehlen hierfür alle, auch die gewöhnlichsten Vorbedingungen. Da gibt es weder Kapelle noch Altar, ja nicht einmal ein anständiges Wohnhaus, das im Notthalle hiezu benutzt werden könnte. Nur eine Außenstelle, vom Volke umzäunt genannt, macht hierin eine rühmliche Ausnahme. Es wohnt nämlich dasselb der Chief, also ein Mann von Stellung, und solche Leute haben in der Regel auch eine bessere Wohnung. Seine Frau ist bereits katho-

Kaffrische Schmuckgegenstände.

1. Ilongwane, aus einer kleinen Kürbisart gemachte gewöhnliche Schnupfdosen für Männer und Weiber.
2. Mit Messingdraht eingelegte bessere Schnupfdosen, von Mätern, Doktoren und angesehenen Männern benutzt.
3. Schnupfdose eines Häuptlings, reich mit Messingdrahtfiguren eingelegt.
4. Ilongwane, etwas größere Dosen aus Kürbissen gemacht und mit Perlen besetzt. Zum Aufbewahren von Öl, welches zum Einreiben des Körpers der Mädchen dient.
5. Dosen, desgl. gemacht wie Nr. 4. Zum Aufbewahren von Amaka (rote Farbe) nebst geriebenem, wohlriechendem Umtomboli-Holz zum Färben und Einreiben des Körpers der Burschen und Mädchen, wenn sie einander besuchen oder zur Hochzeit gehen.
6. Mit Perlen besetzte Schnupfdosen für Burschen und Mädchen.
7. Eine Sorte von Schnupfdozen aus dickem Ried (umhlanga) mit Perlen umstückt; werden von Burschen und Mädchen um den Hals gehängt.
8. Umgezo, womtomboli, Halsband aus Perlen und Stäbchen von wohlriechendem Umtomboli-Holz, getragen von verheirateten Männern und Weibern.
9. Ummaka, stieliges, breites Perlhalbsband, nur von Burschen und Mädchen getragen.
10. Umpayazo oder Impanga, ein Schmuck, der am Hinterkopf befestigt wird. Die kleinen Formen mit den Nüssen können auch über den Augenlidern getragen werden. Burschen und Mädchen tragen den Schmuck.
11. Isikwama, Perläschchen, von Mädchen und Burschen am Halse getragen. Als Schmuck und zur Aufbewahrung kleinerer Gegenstände dienend.
12. Isigegoo, Ohring, nur von verheirateten Männern getragen. Die Erlaubnis wird vom Häuptling gegen Zahlung eines Ochsen erteilt.
13. Umgezo, auch Umnwazi genannt, schmales oder breites Perlband, das nur von Bräuten und verheirateten Weibern bis zur Geburt des ersten Kindes getragen wird. Es wird über die Stirn am Hinterkopf zusammengebunden.
14. Umgezo, Halsband aus Schneckenhäuschen geflochten; wird von kleinen Mädchen und alten Weibern getragen.
15. Umgezo wendowewata, Halsband aus Perlen und Wurzelknollen, welch letztere als Mittel gegen Husten genommen werden. Dies Halsband wird von alten Weibern getragen.
16. Ujobe, ein Schmuck aus Perlen und Pflanzenquasten, der von Burschen und Mädchen am Hinterkopf wie ein Zopf befestigt wird.
17. Inqinyane oder Amajombolo. Zwei Ohrgehänge, die mit einer doppelten Perlchnur, welche unter dem Kinn hängt, verbunden sind. Werden von Burschen und Mädchen getragen.
18. Verschiedene Arten von Amajombolo, Ohrgehänge, von Burschen und Mädchen getragen.
19. Indweba, ein Stöckchen aus starkem Schilfrohr, dient zuweilen Burschen und Mädchen als Schmuck in den Ohrläppchen.
20. Isiqaza, Ohrlappchenpropfen aus Knochen, wird nur von verheirateten Männern getragen.
21. Umgezo wenziwa, eine vom Kopf herab über das Gesicht hängende doppelte gedrehte Perlchnur, nur von Burschen getragen.
22. Umgezo womakoti, ein Perlhalbsband für Bräute.
23. Isigeczo, Perlchnur in den verschiedensten Farben; wird von Burschen und Mädchen in dicken Knäueln als Schmuck um Hand- oder Augenlidern gewickelt.



lich und einer seiner Knaben weist in unserer Missionsschule; er selbst jedoch konnte sich bis zur Stunde nicht entschließen, offen und frei den christlichen Glauben zu bekennen, doch legt er seinem, der sich uns anschließen will, ein Hindernis in den Weg, im Gegenteil stellte er schon wiederholt an P. Rektor die Bitte, in seiner Vocation öffentlichen Gottesdienst zu halten und eine Ta-

geschule daselbst zu errichten. Rev. P. Beda, der erst seit kurzer Zeit als Rektor und Missionär hier weilte, ver sprach dem Chief, obwohl sein Kraal volle drei Stunden von Mari St. Stella entfernt liegt, ihn bald mit all seinen Schulfürtern besuchen zu wollen und bei dieser Gelegenheit die hl. Messe in seiner Wohnung zu lesen. Zum genannten Ausflug ward ein schöner,

soniger Frühlingstag bestimmt, und auch die Schreiberin dieser Zeilen durfte samt der Lehrerin mitgehn. Die Schwarzen halten bekanntlich viel auf äußeren Pomp, und so sollte ganz Maris-Stella zusammenhelfen, die geplante Feier möglichst schön und eindrucksvoll zu gestalten. Schon um 6 Uhr morgens brachen wir auf. Die Knaben eröffneten den Zug, ihnen folgte P. Rektor mit seinen schwarzen Katecheten, dann kamen die Mädchen, die verschiedene Pakete und Kästchen auf den schwarzen Wollköpfen trugen; denn alles zur Feier der hl. Geheimnisse Rötige: Altarstein, Messbuch, Paramente usw. musste mitgenommen werden. Wir zwei Schwestern schlossen den Zug, teils um ungestörter unsere Pflichtgebete verrichten zu können, teils um dem munteren Bölklein gegenüber die guten Hirten machen zu können; denn keines der teuren Schäflein durfte uns heute verloren gehen. P. Rektor hatte uns zwar ein Pferd angeboten, allein wir ließen es ruhig im Stalle stehen und zogen es aus vielen Gründen vor, den Weg mit unseren 16 Kindern per pedes Apostolorum zu machen. Wie staunten die umwohnenden Käffern, als sie unsere Kinder so wohl geordnet und doch so munter und fröhlich daherkommen sahen! Da gab es viele Fragen nach dem „Woher und Wohin“, und mancher der Zuschauer schloß sich, von Neugierde getrieben, dem Zuge an. Nicht am wenigsten staunten sie über die vielen schönen Lieder, welche die Kinder zu singen wußten. Gegen 1/2 10 Uhr vormittags sahen wir uns am Ziele. Der Chef, der sich durch den seltenen Besuch nicht wenig geehrt fühlte, empfing, mit einem mächtigen Sonnenhut in der Hand, den Hochw. P. Missionär im Hof und führte ihn unter vielen respektvollen Verbeugungen in sein Haus, wo man gerade die letzten Vorbereitungen zu unserem Empfang und speziell zur Feier des hl. Messopfers traf.

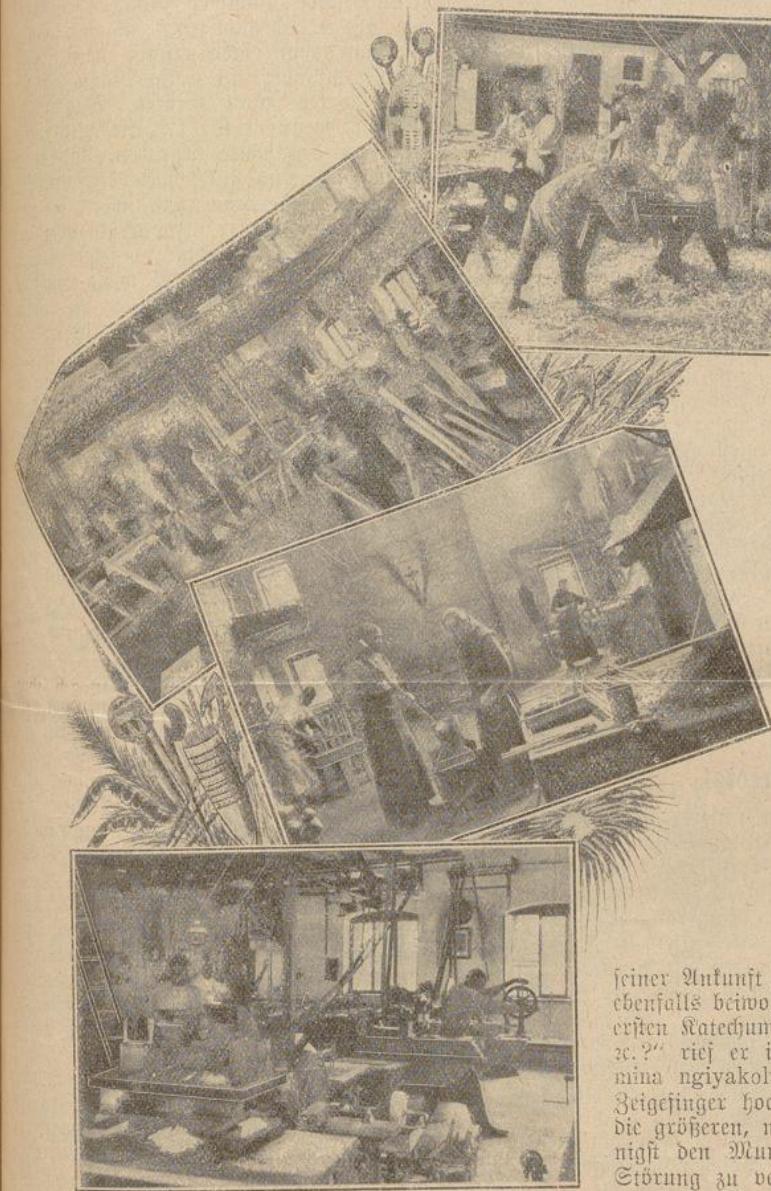
Die guten Leute hatten in der Tat alles aufgeboten, unsere Wünsche und Bedürfnisse vollauf zu befriedigen: Ein mit einem zerrissenen Bettluch bedeckter Tisch diente als Altar; die schwarze Wand zierten zwei mit langen Drahtnägeln notdürftig befestigte Tapetenstreifen, zwischen Tisch und Wand waren einige Blumen und Ziersträucher eingeklemmt und auf dem Boden lag in malerischem Kunterbunt, was man nur immer an Matten und Wolldecken im ganzen Haus hatte aufstreichen können. Die ältesten und zerrisssten waren zur Bewunderung aller gerade in der Mitte ausgelegt. Wir in unserm Kapellchen zu Maris-Stella sind gewiß auch arm, namentlich lassen unsere alten, aus lauter kleinen Tuchresten zusammengestückelten Teppiche an Armut nichts zu wünschen übrig, doch im Vergleich zu diesen waren sie noch nobel. Um Stühle zu kaufen hatte der gute Chef ganz Umzambi abgelaufen, und da ihm sein Plan nicht glückte, hatte er selber einige Säge aus Stein in ein Kunstgerecht aufgesetzt. Nun trafen wir uns seitens die nötigen Vorbereitungen: Altartücher und Paramente wurden entfaltet und ausgelegt, Kerzen aufgestellt, über einem mitgebrachten tabernakelähnlichen Kästchen wurde ein Kruzifix aufgestellt und zuletzt ward ein Handglöcklein aus Leibeskräften geläutet, um nah und fern zur schönen Feier einzuladen. Da jedoch noch immer neuer Zuwachs an frommen oder wenigstens neugierigen Kirchenbesuchern zu erwarten war — denn begreiflicherweise fanden sich heute viele ein, die in ihrem ganzen Leben noch keinen katholischen Gottesdienst gesehen hatten — schien es

ratsam, mit dem Beginn der hl. Messe noch etwas zu warten. In der Zwischenzeit legten einige Neuhkehrte beim P. Missionär ihre Beichte ab, denn sie wollten die günstige Gelegenheit benützen und bei der ersten hl. Messe, die in nächster Nähe ihres Heims gelesen wurde, zur hl. Kommunion gehen. Wenn sie nach Maris-Stella gehen mußten, hatten sie es für wahr nicht so bequem. Gar reges Leben herrschte unter unseren Kindern. Mehrere hatten dort ihre Heimat, und da gab es nun zwischen ihnen und den Angehörigen ein Begrüßen, Fragen und Erzählen ohne Ende. Die größeren Mädchen gingen der Frau des Chefs zur Hand, die es sich nicht nehmen ließ, für die Kinder aus Bohnen und gestoßenem Mais ein Festessen zu bereiten. Einen unserer Jungen sandten wir mit drei kleineren, nur mit einem Hemdchen bekleideten Knaben in einem verborgenen Winkel. Auf die Frage, was er hier mache, sagte er: „Läßt mich es sind das meine Brüderchen, die auch gern zur Schule gehen möchten, und da habe ich ihnen gar vieles zu sagen.“ Es war nun wirklich hochinteressant, zu sehen, wie der Junge mit der Lebhaftigkeit und dem Nachdruck eines Predigers zu seinen jüngeren, noch heidnischen Geschwistern vom christlichen Glauben sprach, von Unkulunkulu, dem Großen-Großen, der alles erschaffen hat, von Maria, der gemeinsamen Himmelsmutter, vom hl. Schutzengel, der immer bei uns ist und Gott alles meldet, was die Menschen auf Erden tun, vom wunderschönen Himmel, der schrecklichen Hölle und der endlosen Ewigkeit . . . Die Kleinen aber waren ganz Aug' und Ohr und rückten zeitweilig an ihren kurzen Hemdchen zupfend, dem sie belehrenden Bruder immer näher, damit ihnen ja kein Wort entgehe. Die Schlussworte sprach ihnen dieser bloß noch flüsternd ins Ohr; es waren diese kluge Worte und Ratschläge, wie sie heimlich den heidnischen Kraal verlassen und nach Maris-Stella in die große, schöne Missionsschule fliehen sollten . . .

Die hl. Messe soll bald beginnen, doch wer wird heute ministrieren dürfen? Eine wichtige Frage! Zu Anfangs war das für unsere Schuljungen gar schwer; ministrirt hätten sie alle gern, aber das schwierige Latein mit den vielen, für eine Kaiserzunge so schwer auszusprechenden Wörtern! (An jedem „r“ bleiben sie anfangs hängen, oder sprechen dafür ein „l“.) Das Schrecklichste von allem war natürlich das „Confiteor“. Später sagten sie, im Kopfe hätten sie es jetzt gut, aber es wollte ihnen noch nicht recht von der Zunge. Gegenwärtig lassen ihre diesbezüglichen Leistungen rein nichts mehr zu wünschen übrig. Ihr Fleiß verdient aber auch alles Lob, selbst bei der Arbeit über sie sich darin, und einer möchte es dem andern an Deutlichkeit zuvortun. Auch mehrere unserer kleinen Knaben, die nur mit Müh' zum Altar emporreiten, haben ihr Latein schon inne, möchten deshalb aber auch gerne ministrieren. Als ich sie jüngst mit der Befürchtung neckte, daß ihnen dann Bruder Schafner helfen und das Messbuch von einer Seite nach der andern tragen müsse, entgegnete der kleine Karl mit Eifer: „Damit werden wir schon selber fertig! Ich trage das Buch und Joseph das Brett (Mehzpult); die Meßtännchen können wir schon herreichen, und einschaffen können wir auch, wenn der Baba den Kelch etwas weit herunter hält.“ Nun fehlte also zur hl. Messe nichts mehr: Altar, Paramente, der Priester, die Ministranten, alles war da, und obendrein —

was uns in diesem Augenblick das Liebste war — eine Menge Kirchenbesucher. Einer der letzteren, ein noch junger Mann, war durch einen Unglücksfall so schlimm zugerichtet, daß er weder gehen noch stehen konnte. Seine Kameraden aber hatten ihn auf einem Schiebarren über Berg und Tal schweißtriefend hier-

allerdings, daß er auf dem Heimweg die Kleinsten abweichend zu sich aufs Pferd nehmen wollte; mir aber war nun auf einmal klar, weshalb er trotz des weiten Weges alle Kinder, auch die jüngsten, hatte mitgehen lassen. Nach dem Gottesdienst eilte alles ins Freie an die frische Luft, denn es war ein unge-



Schreinerei,
Dreherei,
Wagnerei,
Büttnerrei,
Schmiede und
Schlosserei
von
Mariannhill.

wöhnlich heißer und schwüler Tag. Es folgte das Mittagsmahl, das sich alle, auch ohne Löffel und Gabel, trefflich munden ließen. Einmal später war christlicher Unterricht und gemeinsame Rosenkranzandacht. Der Chief, wie oben bemerkt, noch ein Heide, stellte zu unserer Verwunderung die Bitte, seine zwei Kinder zu taufen. Das jüngste war frank und wurde deshalb vom P. Rektor getauft, beim größeren aber erklärte er, er wolle warten, bis es hinreichend unterrichtet sei, womit sich auch der Chief zufrieden gab. Sein ältester Knabe ist, wie gesagt, in unserer Schule. Er macht sich recht gut und ist überhaupt ein ungemein geweckter, für seinen hl. Glauben ganz geistiger Junge. Am Tage

seiner Ankunft war gerade feierliche Taufe, der er ebenfalls beiwohnte. Als nun der Priester an den ersten Katechumen die Frage stellte: „Glaubst du zu?“ rief er ihm aus der Ferne zu: „Mina, mina ngiyakolwa, ich, ich glaube!“ Hand und Zeigefinger hoch in die Höhe hebend, sodaß ihm die größeren, neben ihm knieenden Kinder schleunigst den Mund zuhalten mußten, um weitere Störung zu vermeiden. Wirklich stolz darauf ist er, daß seine Mutter schon Christin ist; vom Vater, dem Chief spricht er nicht gern; nur kleinlaut und ganz beschämt gesteht er auf diesbezügliche Fragen ein: „Er ist ein Heide, denn er ist noch nicht getauft.“ Als wir uns ziemlich früh wieder zum Aufbruch rüsteten, sollte uns noch eine angenehme Überraschung zuteil werden. Ein Heidinnenmädchen, das im reichsten Verleinschmuck zum Gottesdienst gekommen, war durch all das, was sie hier gesehen und gehört, plötzlich wie umgewandelt. Schon bei der hl. Messe und der Predigt hatte die Gnade ihr Herz berührt, und als sie sich in der freien Zeit

her gebracht. Es lag darin eine Liebe und ein Opfermut, den ich nicht genug bewundern konnte. Während des Gottesdienstes beteten unsere Schulkinder die in unserer ganzen Mission eingeführten Messgebete und sangen dazwischen religiöse Lieder. Bei der Predigt nahm P. Rektor Anlaß, alle Anwesenden zum fleißigen Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes in Marienstella zu ermahnen. Wohl sei der Weg weit, allein sie möchten ein Beispiel an diesen kleinen Schulkindern nehmen, welche heute auch den weiten Weg hin und zurück zu Fuß machen müßten. Dabei verschwieg er

unsern Kindern zugefellt, war ihr Entschluß vollends reif. Sie eilte in den nahen heimatischen Kraal zurück, legte all ihren heidnischen Schmuck ab und eilte uns, die wir inzwischen aufgebrochen waren, mit der Bitte nach, ebenfalls unsere Missionschule besuchen zu dürfen, was ihr natürlich gern gewährt wurde. Bald folgte ein zweites Kind, anfangs zögernd und schüchtern; doch ein freundlicher Wink und ein paar ermunternde Worte brachten sie schnell näher, dann ging sie mit, so zutraulich und mutter, als wäre sie immer bei uns gewesen.

Gegen 5 Uhr abends langten wir wieder in unterm tranten Maris-Stella an. Von unserer kleinen Herde hatten wir nicht nur kein Schäflein verloren, sondern noch zwei neue dazu gewonnen! Dies ließ uns die Beschwörungen des weiten Weges leicht vergessen! Ein Gedanke aber drängt sich mir seit jener Zeit immer wieder auf: Welche Erleichterung wäre es für unsern seleneisigen Missionär, wenn er an diesen Katechismustellen, die fast alle ein paar Stunden von Maris-Stella entfernt sind, ein kleines Häuschen hätte und wäre es nur eine erbärmliche Blechhütte, wo er Katechese halten, die hl. Messe lesen und die hl. Sakramente spenden könnte. Es wäre dies um so notwendiger, da in der Nähe verschiedene protestantische Sekten sind, die alles aufzubieten, das unwohnende Volk an sich zu ziehen. Wir erlaubten uns daher, nochmals an den vielprobten Wohltätigkeitszinn unserer Wohltäter zu appellieren. Des Gebeies unserer schwarzen Neubefahrten, sowie eines ganz besonderen Gottessegens dürfen die edlen Spender stets versichert sein; denn wenn irgendwo auf Erden, so gilt hier das tröstliche Wort des Herren: „Was ihr einem der Geringsten von meinen Mitbrüdern getan, das habt ihr mir getan!“ Matth. 25, 40.

Eine originelle Predigt.

Rev. P. Alois Majonga, einer unserer schwarzen Priester, hielt eins auf unserer Missionsstation Lourdes, woselbst er über zwei Jahr als Hilfspriester tätig war, eine kaffrische Predigt. Er sprach dabei von der Freiheit des Menschen, der sein Herz aus Freiheit hängt und darüber die Ewigkeit und die Sorge für sein Seelenheil vergibt. Um nun seinen schwarzen Zuhörern die Sache möglichst anschaulich zu machen, führte er sein Thema folgendermaßen aus:

„Denkt dir, mein Christ, du kommst zur Torm eines weißen Mannes. Wie staunest du über den Reichtum, die Schönheit und Fülle, welche dir hier entgegenlacht! So weit dein Auge nur sieht, reicht sich ein wohibebautes Ackerfeld ans andere. Hier steht der schönste Mais, da Amabéle, dort Kürbisse, Bohnen, Kartoffeln usw. Zwischen den Fencen, mitten im saftigen Gras, weidet sein Vieh: Pferde, Ochsen, Kühe, Ziegen und Schafe, so viel, daß du sie kaum alle zählen kannst. Rings um sein Haus ist ein großer Garten; da stehen rechts und links in langen Reihen große, schattige Bäume, auch Obstbäume und Blumen von allen Arten und Farben. Das Wohnhaus selbst ist hoch und breit, gar sauber und rein. Wie glänzen und funkeln die vielen großen Fenster im Sonnenchein! Und erst das Innere! Da liegen Teppiche und Matten am Boden, daß du dir gar nicht getrauest, darauf zu treten, und da stehen Tische und Stühle, Betten und Schränke und hundert andere Sachen, die du in deinem Leben noch

nie gesehen und von denen du weder weißt, wie sie heißen, noch wozu sie dienen. Und die Kleidung des Amlungu (Weißen) mit seiner Mässis und seinen Kinder, wie zierlich, kostbar und schön! Desgleichen ihr Tisch! Was gibt es in solchem Haus zu essen und zu trinken! Beim bloßen Gedanken daran läuft dir das Wasser im Munde zusammen. Und erst sein Geld — Nun, das läßt er dich nicht sehen; ich aber kann dir versichern, er hat davon einen ganzen eisernen Kasen voll. Nun denke dir aber, der weiße Mann habe seine Religion oder er lebe nicht darnach. Was geschieht mit seiner Seele, wenn er stirbt? Sie wird wie der reiche Präpper in der Hölle begraben, und er, der früher alles in Hülle und Fülle hatte, leidet nur endgültigen Durst in Feuersqual und schreit verzweifelt nach einem Tröpflein Wasser. Immerhin aber bleibt es wahr, einmal, d. h. so lange er lebte, war der Weiße doch glücklich und reich. Er weiß wenigstens weshalb er in die Hölle kam: weil er die edelsten Güter den ewigen vorgezogen. Was soll ich aber vor dir sagen, mein lieber Landsmann, wenn auch du in die Hölle kommst? Hattest du nicht schon ein halbes Hölle auf dieser Welt, Not und Elend und Armut von alien Seiten? Wenn ich einmal komme, dich heimzusuchen in deinem Kraal, wo sind da die großwohlbestellten Felder, wo die schönen Wiesen und Gärten? Ich sehe nichts als eine rauh-schwarze Hütte zwischen Dornengestrüpp, Steinblöcke und wildem Gras. Und worin besteht die innere Einrichtung? In einigen schmutzigen Decken, ein paar schwarzen, irdenen Töpfen und sonstigem Gerümpel. Ich frage dich nach deinen Herden, deinem Besitztum an Vieh, und du antwortest mir: „Die Rinderpest hat mir alles geraubt, ich habe nichts mehr als ein paar Ziegen.“ Wo schlafst du: „Auf dem nahen Boden, eine alte Decke ist mein Bett, und ein Holzpflock dient mir als Kopfkissen.“ Und wo ist dein Geld? „Ah Geld“, entgegennimmt du mir, „wo soll ich armer Mann bares Geld hernehmen? Wenn ich nur wenigstens keine Schulden hätte, so aber muß ich beim weißen Mann schwere Arbeit tun, um meine Gläubiger zu befriedigen.“

Ja, du bist wirklich ein armer Mann und ich bemitleide dich sehr. Doch tröste dich, dieses Leben dauer nur kurze Zeit und dann kommt die schöne, die endlose Ewigkeit in lauter Glück und Freuden im Himmel oben.

Wie, ist's aber auch sicher und gewiß? Wie, mein Bester, wenn du, obwohl ein Christ, lebst wie ein Heide, oder gar noch schlimmer als jener? Wenn du dein Herz aus Freiheit hängst, Sünde tuft und deinen bösen Lüsten frönest? . . . Sag' mir, für was hältst du den Himmel, der deiner als Erbe warte, deingesgeben? Kein für nichts! Auf Erden warest du schon ein armer, vielgeplagter Mann, und nun sollst du im andern Leben auch noch in die Hölle kommen? So ungefähr sprach der schwarze Prediger zu seinen Landsleuten und wir haben diesen Passus aus seiner Rede hierher gesetzt, da wir glauben, daß auch manche Weiße eine heilsame Lehre daraus ziehen könne.

Aus den Ferien.

Von Schw. Junipero.

Marizell. — „Wakanz, Ferien“, wodurch Erinnerungen sind doch an die beiden Worte geknüpft! Selbst in späteren Jahren üben sie noch auf